

zu lassen. Das gilt vor allem für den Hochsommer, wenn die Sonne nie richtig untergeht. In der eisigen Stille, die unser Biwak umgibt, ist das Flüstern des – manchmal konstant, manchmal stoßweise wehenden – Windes die einzige Quelle einer akustischen Verschmutzung, falls hier davon die Rede sein kann. Als ich den Schieber des Reißverschlusses schließlich herunterziehe, meine ich fast einen Knall zu hören, so laut wirkt das Geräusch auf mich. Das ist normal: Töne sind im Grunde nichts anderes als die Übertragung von Druckwellen, die das Ohr erreichen und vom Gehirn entschlüsselt werden. In Grönland geben die dünne Luft und das Fehlen jeder anderen Lärmquelle den alltäglichsten Geräuschen einen ganz anderen Klang, wie man ihn nirgendwo sonst hört. Vielleicht ist es auch Müdigkeit oder nur eine akustische Täuschung. Vielleicht spielt die Kälte unseren Sinnen einen Streich.

Ich krieche auf allen vieren aus dem Zelt, lege mich auf die wasserdichte Matte vor dem Eingang und setze mich auf. In einer letzten Anstrengung ziehe ich mir die Stiefel über die überdicken, aber unverzichtbaren Socken. Und schon bin ich erschöpft. Erschöpft, aber auch aufgeregt beim Gedanken daran, was uns erwartet: Wir müssen jedes Abenteuer, jedes überraschend auftauchende Problem allein mit den Dingen bewältigen, die wir auf die Reise mitgenommen haben. Im Grönländischen Eisschild hilft uns kein Supermarkt oder Elektrohändler aus der Patasche, wenn wir beim Packen einen Schraubenzieher oder eine Rolle Schnur vergessen haben.

Keine Ahnung, ob ich jemanden aufgeweckt habe. Aus

dem Zelt höre ich nur regelmäßige Atemzüge. Es war eine der «interessanten» Nächte, wie ich sie gerne nenne: wenn jemand aufwacht und dann *dich* aufweckt, unvermittelt eine Frage oder einen Gedanken in den Raum stellt oder – was häufiger geschieht – von einem beunruhigenden Geräusch aufgeschreckt worden ist. In dieser Nacht war es Patrick, einer meiner ehemaligen Doktoranden, der noch nie aus New York herausgekommen war. Weil er Grönland im Studium nur anhand von Satellitenaufnahmen und Modellen kannte, habe ich ihm angeboten, sich unserer Expedition anzuschließen – nicht nur als eine (verdiente) Gelegenheit, beruflich voranzukommen, sondern auch, um das grönländische Eis am eigenen Leib zu spüren. Meiner Überzeugung nach müssten alle, die diese gewaltigen und herrlichen polaren Weiten erforschen, sie mindestens einmal im Leben persönlich besucht haben. Patrick ist wohl gegen drei Uhr nachts aufgewacht und hat leicht aufgeregt gefragt, ob ich dieses merkwürdige Geräusch auch gehört hätte, eine Art lautes Grollen, das vom Eis unter uns gekommen sei. «Egal, was du brauchst», hatte ich ihm gleich nach unserer Landung gesagt, «weck mich einfach auf, auch mitten in der Nacht.» Er hat mich beim Wort genommen.

Um ihn zu beruhigen, erklärte ich ihm, dass das Eis häufig Geräusche von sich gibt, aber manchmal bilde man sich in der absoluten Stille auch nur etwas ein. Gewöhnlich ist es ein dumpfes Geräusch, als bräche das Eis tief unter uns auseinander. Es erinnert an das Donnern, wenn ein gewaltiger Steinbrocken auf Felsboden aufschlägt. Ich

sagte Patrick, er könne unbesorgt weiterschlafen, war aber selbst von meinen Worten nicht hundertprozentig überzeugt, natürlich nicht: In der Arktis muss man auf kleinste Vorkommnisse achten. Wenige Minuten nach dem Schwatz mit Patrick hörte ich es auch: Es war das Eis unter uns, das mächtig und unaufhaltsam dahinfließt. Im Sommer kann es an der Oberfläche eine Geschwindigkeit von einigen hundert Metern pro Tag erreichen. Das ist ungefähr so, als würden wir in Rom unser Zelt auf der Piazza di Spagna aufschlagen und am darauffolgenden Morgen auf der Piazza del Popolo aufwachen. Patrick hatte einen Nerv getroffen: Mein Schlaf war dahin. Ich war besorgt, aber auch aufgeregt. Angespant horchte ich auf jeden noch so unscheinbaren Laut, als lauschte ich dem Atem eines Dinosauriers.

Das Strömen des Eises ist ein Phänomen, das nur wenigen bewusst ist. Viele glauben, dass Grönlands Eismassen (und auch andere Gletscher) in sich ruhen, ohne sich vom Fleck zu rühren. Wie lebloses Material. Aber das Gegenteil ist der Fall. Wie uns die alten Griechen lehren, ist alles im Fluss: *panta rhei*. Und so strömt auch das Eis dahin wie ein träger Strom, dessen Wasser dem Gefälle seines Bettes folgt. Im Winter, wenn es kälter und zähflüssiger ist, verlangsamt sich seine Bewegung. Dagegen gleitet es im Sommer wie über eine steil abfallende nasse Straße ungebremst in die tiefer gelegenen Lagen hinab. In der «warmen» Jahreszeit sickert durch Risse und Spalten Schmelzwasser ins gleitende Eis ein und beschleunigt dessen Fließgeschwindigkeit, wenn es den felsigen Grund erreicht.

Daran dachte ich wieder, als ich auf die Stiefel blickte, die ich mir am Ende mühselig übergestreift hatte. Für unseren späteren Ausflug werde ich mir anderes Schuhwerk anziehen: Weil sie bis zur Wade reichen, sind sie für längere Märsche ungeeignet. Aber im Lager erfüllen sie perfekt ihren Zweck: Die Polsterung schützt die Füße noch bei Temperaturen von minus 40 Grad Celsius. Allerdings nicht meine. Sie verlieren die Wärme, sobald ich aus dem Zelt geschlüpft bin, und sind immer noch kalt, wenn ich am Ende des Tages wieder in ihm verschwinde. Ich sage mir immer: «Inzwischen bist du die Kälte doch gewohnt, stell dich nicht so an.» Leider ist das Gegenteil der Fall: Mit meiner langgliedrigen Statur habe ich zu wenig Körpermasse, die vor dem Auskühlen schützt. Auf unserer Exkursion nutzen wir Wanderschuhe, die sich für den Berg oder fürs Eis eignen. Ihre Struktur gibt Halt an den Knöcheln und mindert die Gefahr von Zerrungen, sie schützen aber noch weniger vor Kälte.

Draußen setze ich mich auf den Klappstuhl neben dem Zelteingang. Ich habe Lust auf eine Tasse mit dampfend heißem Kaffee, warte aber lieber, bis alle wach sind. Irgendwie träume ich wie in einem Dämmer Schlaf weiter. Ich denke daran, dass ich dieses Glück – besser kann ich es nicht nennen – gar nicht hoch genug einschätzen und es auch mit keinem materiellen Gegenwert beziffern kann: diese Landschaft um mich herum zu betrachten, hier inmitten der Stille, umgeben von Schnee und Eis.

Wer die Arktis noch nie betreten hat, würde sicher schon beim ersten Blick eine Überraschung erleben. Die Land-

schaft vor mir ist alles andere als eintönig oder flach. Ähnlich wie in einer Wüste ziehen sich wenige Meter hohe Schneedünen der Hauptrichtung des Windes entlang durchs Gelände. Auch das war beim Aufbau unserer Zelte zu beachten: Wir mussten sie so ausrichten, dass der Wind sie nicht mit diesem Schnee auffüllt, der wie von winzigen Brillanten überzogen funkelt. Dieses Glitzern erinnert mich an die Gischt der Riesenwellen, die die Surfer vor den Hawaii-Inseln oder den Stränden Rio de Janeiros reiten. Es entsteht, wenn der Wind oder andere Kräfte die auf dem Boden gelandeten Schneeflocken in ihre kleinsten Kristalle zerlegen und diese nach dem Zufallsprinzip anordnet. Wie zahllose winzige Spiegel, die über die Oberfläche der Schneewehen verteilt sind, reflektieren sie das Sonnenlicht in alle Richtungen. Deshalb sehen wir dieses Funkeln.

Staunend schaue ich mich weiter um. Ein Schleier aus Schnee, den der Wind verweht hat, überzieht das Eis in rundlichen Mustern, geformt von den Böen und Wirbeln dieser polaren Brise. Es ist, als füge ein hinter mir stehender Maler dem Gemälde, das ich betrachte, immer weitere Details hinzu. Als habe er an einigen Stellen am Horizont pastöse Farbklecke aufgebracht und dann beschlossen, sie mit seinem Pinsel auszustreichen. Der türkisfarbene Himmel – ein einzigartiges Türkis wegen der hiesigen Atmosphäre, die dünner und trockener ist als in südlicheren Breiten – dient meinen Gedanken als Leinwand: Es ist ein majestätisches Kolorit. Es kommt zwar nicht mit der Kraft der Regenwolken über englischen Landstrichen oder